

Edgar Wallace  
Der Hexer

Deutsch von  
Ravi Ravendro

Mit einem ZEIT-Nachwort  
von Georg Seeßlen

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Der Kommissar drückte auf den Klingelknopf und sagte zur Ordonnanz, die einige Augenblicke später eintrat: »Bitten Sie Herrn Inspektor Wembury, zu mir zu kommen!«

Der Kommissar legte das Dokument, das er soeben gelesen hatte, in eine Mappe. Nicht nur als Polizeibeamter, sondern auch als Soldat hatte Alan Wembury eine ausgezeichnete Laufbahn hinter sich. Er war während des Krieges zum Offizier befördert worden und hatte den Rang eines Majors erreicht.

Die Tür öffnete sich, und ein Mann in mittleren Jahren trat ein.

»Guten Morgen, Wembury!«

»Guten Morgen, Sir.«

Alan Wembury war ein Mann Anfang der Dreißiger, ein Sportmann, dem man sofort ansah, dass er an das Leben im Freien gewöhnt war.

»Ich habe Sie zu mir gebeten, weil ich Ihnen eine angenehme Mitteilung zu machen habe«, sagte der Kommissar, der eine aufrichtige Freundschaft für seinen Untergebenen empfand.

»Jede Mitteilung ist mir angenehm«, lachte Alan.

Er stand stramm vor dem Kommissar, der ihm mit einer Handbewegung einen Stuhl anbot.

»Sie sind zum Bezirksinspektor befördert worden und übernehmen am Montag in acht Tagen den »R«-Bezirk«, fuhr der Vorgesetzte fort. Alans Augen leuchteten auf.

»Das kommt sehr überraschend, Sir«, bemerkte er endlich.

»Ich bin dafür sehr dankbar, aber ich glaube doch, dass vielen anderen vor mir diese Auszeichnung zusteht, bevor ich ...«

Oberst Walford schüttelte den Kopf.

»Ich freue mich Ihretwegen, doch kann ich Ihnen nicht zustimmen«, entgegnete er lebhaft, »wir nehmen bedeutende Veränderungen in Scotland Yard vor. Bliss, der bei der Gesandtschaft in Washington arbeitete, kehrt zurück. Sie kennen ihn doch?«

Alan schüttelte den Kopf. Er hatte von dem gefürchteten Bliss gehört, wusste aber nur, dass er ein fähiger Polizeibeamter war und von beinahe jedem Mann im Yard sehr ungern gesehen wurde.

»Der ›R‹-Bezirk ist nicht mehr so aufregend, wie es in den früheren Jahren der Fall war«, äußerte der Kommissar mit einem Blinzeln. »Sie sollten sich aber darüber freuen!«

»War es wirklich ein aufregender Bezirk?«, fragte Alan, dem Deptford ein neues Gebiet war.

Oberst Walford nickte.

»Ich dachte an den ›Hexer‹ und habe oft an der Wahrheit des Berichtes über seinen Tod gezweifelt. Die australische Polizei behauptete, dass der Mann, der aus dem Hafen von Sydney aufgefischt wurde, dieser Schuft war.«

Alan Wembury nickte langsam.

»Der Hexer!«

Wer hatte nicht von dem »Hexer« gehört? Seine Taten hatten London erschreckt. Wenn es sich um eine persönliche Rache handelte, hatte er Leute unbarmherzig getötet. Männer, die Grund hatten, ihn zu hassen und zu fürchten, hatten sich gesund und munter schlafen gelegt und über die Gefahr gelacht, die sie bedrohte, da sie sich von der Polizei bewacht wussten; am nächsten Morgen aber fand man sie tot vor.

»Obgleich der Hexer nicht mehr in Ihrem Bezirk haust, möchte ich Sie doch vor einem Mann in Deptford warnen«, sagte Oberst Walford, »und das ist ...«

»Maurice Messer!«, unterbrach ihn Alan, und der Kommissar hob erstaunt die Augenbrauen.

»Kennen Sie ihn?«, fragte er. »Ich wusste nicht, dass Messers guter Ruf als Rechtsanwalt so bekannt ist.«

Alan Wembury zögerte mit der Antwort. »Ich kenne ihn nur als Anwalt der Familie Lenley«, meinte er endlich.

Der Kommissar schüttelte den Kopf.

»Ich kenne die Lenleys nicht.« Dann aber fügte er hinzu: »Meinen Sie etwa den alten George Lenley in Hertford, der vor einigen Monaten gestorben ist?«

Alan nickte.

»Ich bin mit ihm öfters zur Jagd geritten«, sagte der Kommissar nachdenklich. »Er gehörte zu jenen alten englischen Landherren, die tüchtige Reiter und Trinker waren. Es ist mir erzählt worden, dass er vermögenslos starb. Hatte er Kinder?«

»Zwei, Sir«, erwiderte Alan ruhig.

»Und Messer ist ihr Anwalt?« Der Kommissar lachte kurz auf. »Man hat sie nicht gut beraten, ihr Vermögen in die Hand des Maurice Messer zu legen.« Er dachte nicht an Messer, sondern an die Kinder, die sich in dessen Obhut befanden.

»Messer kannte den Hexer«, sagte er ganz unerwartet, und Wemburys Augen wurden groß vor Erstaunen.

»Den Hexer?«, wiederholte er.

Walford nickte. »Ich weiß nicht, wie gut er ihn kannte, aber ich glaube, zu gut – zu gut, um, wenn er noch am Leben wäre, Ruhe zu finden. Der Hexer hatte seine Schwester Gwenda Milton in Messers Obhut gelassen. Vor sechs Monaten ist ihr Leichnam aus der Themse gezogen worden.« Alan nickte, da er sich des unglücklichen Vorfalles erinnerte. »Sie war Messers Sekretärin. Wenn Sie dieser Tage nichts zu tun haben, gehen Sie in das Aktenzimmer hinauf, vieles wurde bei den gerichtlichen Verhandlungen nicht erwähnt.«

»Ober Messer?«

Oberst Walford nickte.

»Wenn der Hexer tot ist, hat es nichts weiter zu sagen, aber wenn er noch lebt« – er zuckte seine breiten Achseln und schaute bedeutungsvoll unter seinen buschigen Augenbrauen auf den jungen Detektiv – »wenn er noch lebt, so weiß ich, dass etwas ihn nach Deptford und zu Messer zurückbringen wird.«

»Was ist das, Sir?«, fragte Wembury.

Wieder lächelte Walford bedeutungsvoll.

»Lesen Sie die Akten durch, und Sie werden eins der ältesten Dramen der Welt lesen – die Geschichte einer vertrauensvollen Frau und eines ehrlosen Mannes.«

Mit einer Handbewegung gab er zu verstehen, dass er über den Hexer nicht mehr sprechen wollte.

»Montag über acht Tage treten Sie Ihren neuen Dienst an. Haben Sie vielleicht Lust, sich schon vorher mit der Arbeit im neuen Bezirk bekannt zu machen?«

Alan zögerte.

»Wenn möglich, Sir, möchte ich eine Woche Urlaub nehmen«, sagte er, und sein Gesicht rötete sich leicht.

»Urlaub? Aber selbstverständlich. Wollen Sie die gute Botschaft Ihrem Mädels verkünden?« Walford zwinkerte gutmütig.

»Nein, Sir.« Seine Verlegenheit strafte seine Worte Lügen. »Ich möchte einer Dame über meine Beförderung berichten«, fuhr er fort. »Es ist Miss Mary Lenley.«

»Oh, Sie kennen also Miss Lenley so gut?«, bemerkte der Kommissar.

»Nicht so, Sir, sie ist mir nur immer eine gute Freundin gewesen«, antwortete Wembury. »Ich habe mein Leben in einem Häuschen auf dem Gut der Lenleys begonnen. Mein Vater war der Obergärtner des Mr. Lenley, und ich kenne die Familie, soweit mein Gedächtnis zurückreicht, und ...«

»Nehmen Sie Ihren Urlaub, mein Junge, und gehen Sie, wohin Sie wollen! Wenn Miss Mary Lenley ebenso weise wie schön ist – ich kann mich ihrer als Kind erinnern –, so wird sie vergessen, dass sie eine Lenley von Lenley-Court und Sie ein Wembury aus dem Häuschen des Gärtners sind! Wembury, in unserem demokratischen Zeitalter« – seine Stimme klang ernst – »ist der Mann, was er selbst ist, und nicht, was sein Vater war. Ich hoffe, dass Sie sich niemals unterschätzen werden!«

Als Alan vom Bahnhof her in das Dorf Lenley kam, sah er hinter den hohen Pappeln das Dach von Lenley-Court, dem alten, grauen Herrenhaus, aufleuchten.

Die Nachricht von seiner Beförderung war vor ihm eingetroffen. Der kahlköpfige Wirt des Gasthauses »Zum Roten Löwen« kam ihm mit frohem Lächeln auf dem roten Gesicht entgegengeläufig.

»Ich freue mich, Sie wiederzusehen, Alan«, sagte er. »Wir haben von Ihrer Beförderung gehört und sind stolz auf Sie. Demnächst werden Sie Polizeipräsident sein. Gehen Sie nach dem Herrenhaus hinauf, um Miss Mary aufzusuchen?« Als Alan die Frage bejahte, schüttelte der Wirt den Kopf. »Dort steht es sehr schlecht, Alan. Man sagt, dass von dem ganzen Vermögen weder für Mr. Johnny noch für Miss Mary etwas übrig bleibt. Für Mr. Johnny ist es gleichgültig, denn er ist ein Mann, der sich in der Welt zurechtfinden kann – aber ich wünschte, er hätte einen besseren Weg eingeschlagen, als es der Fall ist.«

»Wie meinen Sie das?«, fragte Alan schnell.

Der Wirt schien sich plötzlich zu erinnern, dass er zu einem Polizeibeamten sprach, und wurde zurückhaltender.

»Man erzählt, dass er zum Teufel geht. Sie wissen doch, wie die Leute reden, aber etwas Wahres muss dahinter sein. Der junge Mann kann die Armut nicht leicht verwinden.«

»Warum bleiben sie denn auf Lenley-Court, wenn es so schlecht steht? Der Unterhalt des Besitztums muss ziemlich teuer sein. Warum verkauft es Johnny Lenley nicht?«

»Verkaufen!«, spottete der Wirt. »Es ist bis zum letzten Blatt auf dem höchsten Zweig jedes Baumes mit Hypotheken belastet! Soweit ich gehört habe, bleiben die Lenleys hier, bis ihr Londoner Rechtsanwalt die Erbschaftsangelegenheit geregelt hat, und ziehen in der nächsten Woche nach London.«

Der Londoner Rechtsanwalt! Alans Stirn legte sich in Falten. Das musste Maurice Messer sein, und er wurde neugierig, den Mann kennenzulernen, über den so viele seltsame Gerüchte im Umlauf waren. Man flüsterte sich in Scotland Yard über Maurice Messer Dinge zu, die, wenn sie laut gesagt oder nieder-

# DIE ZEIT

ÜBER DER HEXER

*von Georg Seeßlen*

Edgar Wallace war ein lausiger Schriftsteller, auch nach den Maßstäben der, wie man so sagt, »Gebrauchsliteratur«. Nicht einmal das Fair Play zwischen Autor und Leser – dem Leser dieselbe Chance einzuräumen, das Rätsel zu lösen, wie dem Detektiv –, nach S. S. Van Dine eine der unerlässlichen Regeln beim Verfassen eines Kriminalromans, hat er ernst genommen. Von handwerklicher Solidität, stilistischer Eleganz, vom Durchschimmern präziser Zeit- und Gesellschaftskritik oder von der Kunst plastischer Menschenschilderung ganz zu schweigen. Einerseits.

Aber andererseits ist da eine fiebrige Fülle. Die Lust an der Groteske. Eine verzweifelte Begegnung von Lebensgier und Überdruß. Das hilflose Verlangen nach Unschuld und ein Pandämonium der kranken Menschen. Ein manisches Kreisen um das, wovon immer entweder zu viel oder zu wenig vorhanden ist, das Geld.

Das Schlechte an seiner Arbeit ist genau das Gute an Edgar Wallace. Er schreibt gleichsam wie im Wahn, kaputt, ungefiltert, automatisch, traumhaft. Alle seine Romane kreisen um die Konstruktion der Identität, um Maskeraden nicht nur der Bösen, sondern, wie in *Der Hexer*, eben auch der mehr oder weniger Guten. Bei Wallace ist so gut wie nichts mehr davon zu spüren, dass der Kriminalroman ein spätes Kind der Aufklärung ist, geprägt von der Rationalisierung, vom Deduktiven, vom Mythos der Indizien, Fakten und Schlussfolgerungen. Bei ihm gibt es keinen snobistischen Detektiv, der vom Lehnstuhl aus seine Fälle löst und zwischendurch Geige spielt und Kokain schnupft. In einem Edgar-Wallace-Roman kämpfen brave Mittelständler (vorzugsweise als Scotland-Yard-Beamte) nicht so sehr gegen Verbrecher und Verschwörer, sie kämpfen vor allem mit den Gespenstern ihres Lebens und ihres Standes. Keiner ist bei Edgar Wallace durch ehrliche Arbeit reich geworden, keiner ist ohne Schuld, jeder ist des anderen Dämon. Und was Umfang und Vielfalt dieser Dämonologie anbelangt, da macht Edgar Wallace so schnell keiner etwas vor.

Breiten wir also den Mantel literarischer Toleranz über Handwerk, Stil und Gattung und tauchen ein ins Innenleben einer gequälten, unerlösten Seele oder, sachlicher gesprochen, in die Phantasmen eines Menschen, dem es bei allem Erfolg nie gelang,